

Kritik des Hörens

Deaf Studies neu denken

Der vorliegende Text entstand in Vorbereitung eines Workshop-Vortrags für die Tagung »Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung. Disability Studies im deutschsprachigen Raum«, die vom 19. bis 21. Oktober 2018 in Berlin stattfand und über die Disability Studies hinaus den Blick auf andere Studies gerichtet hat: »Innerhalb bzw. parallel zu den Disability Studies sind unter anderem Cultural Disability Studies, Deaf und Mad Studies, Disability History, Queer Disability Studies und Disability Studies in Education entstanden« (Call for Papers 2018¹). Verbunden war dieser Call mit der Einladung, Abstracts unter anderem auch zu Deaf Studies einzureichen. Dieser Einladung bin ich auch deswegen sehr gern gefolgt, weil sich Studies immer stärker intersektional orientieren und ich einen Austausch zwischen Deaf und anderen Studies als sehr wünschenswert erachte. Durch die Akademisierung der Deaf Studies im Rahmen von sprach-, kultur- und translationswissenschaftlichen Studiengängen, deren Gegenstand Gebärdensprachen sind, ist es dringend erforderlich, vor allem den hörenden, aber auch den tauben Studierenden unserer Studiengänge ein Verständnis von Deaf Studies zu vermitteln, das ihnen eine individuelle Verortung ermöglicht und für Erfahrungen sensibilisiert, die das Miteinander-Sein und -Tun betonen und Möglichkeiten des Voneinander-Lernens eröffnen. Es gilt jene in den Studiengängen vertretene Perspektive zu überwinden, die Deaf Studies allein als Angelegenheit tauber Menschen respektive der Gehörlosengemeinschaft begreift.

Was sind Studies?

Vor einigen Jahren veröffentlichte Horst Ebbinghaus – der ehemalige Leiter des einzigen Studiengangs Deaf Studies im deutschsprachigen Raum an der Humboldt-Universität zu Berlin – einen Text, in dem er den Deaf Studies die Charakteristika einer Ideologie zuwies. Ebbinghaus konstatierte: »Im Gehörlosendiskurs werden Deaf Studies nicht als akademische Disziplin betrachtet, die ihre eigenen wissenschaftlichen

1 Vgl. [https://disko18.de/\(01.02.2021\)](https://disko18.de/(01.02.2021)).

Interessen verfolgt, sondern Deaf Studies erscheinen als aus der Lebensperspektive Gehörloser gewonnene Summe von Anschauungen, Vorstellungen und Werturteilen, die bestimmte Zielvorstellungen klären und politisch umzusetzen helfen sollen. Deaf Studies erfüllen damit die wesentlichen Charakteristika einer Ideologie« (2013, 393). Problematisch würden diese Charakteristika in dem Moment, wenn damit »zugleich ein wissenschaftlicher Anspruch verbunden wird« (ebd., 394).

Damit reagierte Ebbinghaus auf den Text einer aus tauben Akademikern bestehenden Arbeitsgruppe, die in ihrem »Leitbild« Deaf Studies als den Ort begreifen, der »die Grundlage zur Stärkung des Empowerments« (Fischer et al. 2009 zit. in Ebbinghaus 2013, 393) darstelle.² Zwei Jahre später hätten zwei Mitglieder dieser Arbeitsgruppe die Übereinstimmung der politischen Interessen der Taubengemeinschaft mit den akademischen Interessen von Deaf Studies präzisiert: »Was braucht die Taubengemeinschaft und die sich mit *ihren* Themen und Fragen auseinandersetzende wissenschaftliche Disziplin der Deaf Studies, um unter den besonderen Bedingungen sich verändernder Lebensumstände und -gewohnheiten das Erbe der Taubengemeinschaft zu erhalten?« (Fries & Geißler 2011 zit. in ebd.; Herv. T.V.).

Mit dem Vorwurf, wonach Deaf Studies die wesentlichen Charakteristika einer Ideologie erfüllten – der durch den in dem Zitat formulierten Nexus zwischen Taubengemeinschaft und der sich mit *ihren* Themen und Fragen auseinandersetzenden wissenschaftlichen Disziplin der Deaf Studies bestätigt wird –, waren auch viele andere Studies konfrontiert. Dieser Vorwurf referiert auf eine Koinzidenz, die im traditionellen Verständnis akademischer Arbeit nichts zu suchen hat, um, wie Ebbinghaus selbst schreibt, den normativen Merkmalen von Wissenschaftlichkeit gerecht zu werden: »Das allgemeinste Ziel von Wissenschaft ist Erkenntnis. Im Interesse dieses Ziels muss sie soweit möglich wertfrei und neutral sein. Ihre Aussagen müssen logisch ableitbar, (wenn möglich) empirisch überprüfbar und intersubjektiv bestätigbar sein. Am wissenschaftlichen Prozess kann jede/r teilnehmen, die oder der die ihm eigenen Prinzipien respektiert und über die Voraussetzungen verfügt, diese anzuwenden. Auch wenn wissenschaftliche Ergebnisse gesellschaftlich wirksam oder praktisch angewendet werden können, verfolgt Wissenschaft unmittelbar keine praktischen Ziele und dient keinen partikularen Interessen« (ebd., 395).

Die Koinzidenz, die Ebbinghaus nicht reflektiert, die jedoch in Deaf Studies genauso anzutreffen ist wie in vielen anderen Studies, besteht in dem Umstand, dass Gegenstand *und* forschendes Subjekt Teil des Reflexionsprozesses darstellen, und referiert auf die Tatsache, dass sich in den sozialen Bewegungen, die den Studies vorausgegangen sind bzw. die es nach wie vor gibt, jene engagieren, die auch Mitbegründer der Studies waren. Das gilt unter anderem für die Gender Studies, Queer Studies, Disability Studies, Black Studies, Jewish Studies, Postcolonial Studies und eben auch für die Deaf

2 Vgl. dazu meine Ausführungen in »In Leder über den Campus. Anmerkungen zu den performativen Studiengängen Disability Studies und Deaf Studies« in diesem Band auf S. 302f. sowie »Akte der Verständigung. Deaf Studies und die Differenz von Präsentation und Repräsentation« in diesem Band auf S. 311.

Studies.³ Der von Ebbinghaus erhobene Anspruch, wonach das Ziel von Wissenschaft konzeptuell als neutral und wertfrei zu denken sei, erfüllt sicherlich keine der Studies. Die Frage, die sich daraus ableiten lässt, muss also lauten: Erfüllen die Studies konzeptuell nicht die normativen Anforderungen, die an Wissenschaftlichkeit gestellt werden und müssen deswegen mit dem Ideologievorwurf leben, oder ist dieser von Ebbinghaus formulierte Begriff von Wissenschaftlichkeit selbst in hohem Maß ideologisch?

Dass sich jeder am wissenschaftlichen Prozess beteiligen kann, der über die notwendigen Voraussetzungen verfügt, und dass Ergebnisse empirisch überprüfbar und intersubjektiv bestätigbar sein müssen, stellt einen hohen Wert dar und ist deshalb ein schützenswertes Gut. Es sind die Grundlagen wissenschaftlicher Arbeit, die jeden Lehrenden und Studierenden dazu einladen, sich an den Forschungen zu beteiligen, die ihren Interessen entgegenkommen. Aber Wissenschaft, vor allem jene, die den Zusammenhang von Macht, Wissen(schaft) und Normativität reflektiert, wird Vorstellungen von Wertfreiheit und Neutralität kritisch infrage stellen.

Die Studies sind dabei jene Wissenschaftsdisziplinen, die den Nexus von forschendem Subjekt und Gegenstand nicht nur expliziert haben, sondern ihre epistemologischen Interessen darin entfalten und zwar auf drei Ebenen:

1. ihrem praxisorientierten Denken;
2. ihrer sozial- und kulturkritischen Sicht auf gesellschaftliche Bedingungen;
3. ihrer Kritik an binären Konstruktionen wie bspw. männlich/weiblich, schwul/hetero, behindert/nicht behindert, taub/hörend.

Forschendes Subjekt und beforschter Gegenstand sind dabei diskursiv miteinander verbunden, allerdings nicht im Sinne normativer Forderungen, wie sie von den sozialen Bewegungen oder von Gruppen, die aus solchen Bewegungen hervorgegangen sind – bspw. der Arbeitsgruppe Deaf Studies –, gestellt werden, vielmehr als Denk- und Diskurspraxis der kritischen Infragestellung normativer Vorstellungen von Identität, Sprache und Tradition. Insofern sind die Studies ein Ort, an dem, wie Ebbinghaus fordert, jeder teilnehmen kann, der über die notwendigen Voraussetzungen verfügt. Akteure müssen keine Frau sein, um mit den Denkmodellen der Gender Studies zu arbeiten, nicht schwul oder lesbisch für die Queer Studies, nicht behindert für die Disability Studies, nicht schwarz für die Black Studies, nicht jüdisch für die Jewish Studies und kein Migrant für die Postcolonial Studies, denn die Studies fragen nach den Subjektformen der Akteure selbst, die sich vor dem Hintergrund kultureller Codes in den jeweiligen Studies in den historisch-kulturellen Praktiken und Diskursen konstituieren.

Studies haben eine inter- oder transdisziplinäre Perspektive. Zwar ist es möglich, an manchen Universitäten einen akademischen Abschluss in einer der Studies zu er-

3 Annelies Kusters und ihre Co-Autoren weisen explizit auf diesen Umstand hin: »Den Lesern wird vielleicht eine Spannung in unserer Arbeit auffallen: Wir schreiben sowohl als Wissenschaftler, die sich für die Erforschung der existierenden Literatur zu Diversität und Inklusion in Bezug auf taube Menschen interessieren, wie auch als Aktivist:innen, die sich insbesondere aufgrund des Erscheinens neuer genetischer und medizinischer Eingriffe im Bereich der Taubheit um die Zukunft tauber Menschen in der Welt sorgen« (2015, 210f.).

werben, und andere, wie z.B. die Disability Studies, kämpfen darum, sich als eigener Studiengang zu etablieren, jedoch ist nach meinem Verständnis das Besondere an Studies, dass sie ihr innovatives und produktives Potenzial *innerhalb* der Gegenstände von geistes-, natur- respektive sozialwissenschaftlichen Fächern entwickeln. Darin liegt das subversive also politische Potenzial der Studies, wonach es kein Gebiet gibt, das jenseits der Studies zu denken wäre.

Der Verweis auf das subversive Potenzial der Studies greift auf Gedanken zurück, die Michel Foucault in seinen Untersuchungen zur »Geschichte der verschiedenen Formen der Subjektivierung des Menschen in unserer Kultur« (2005, 269) vorgestellt hat, in denen er Objektivierungsformen untersuchte, »die den Menschen zum Subjekt machen« (ebd.), zum Subjekt oder anders zum Gegenstand unterschiedlicher Dispositive der Sprach-, Geschichts- und Naturwissenschaft – hier vor allem der Medizin –, der Sexualität, der Fürsorge, der Justiz.⁴ Als Gegenstand diverser Dispositive ist der Mensch Objektivierungsformen ausgesetzt. Wenn Foucault schreibt, dass das »umfassende Thema meiner Arbeit [...] nicht die Macht, sondern das Subjekt« (ebd., 270) ist, dann geht es ihm darum, den komplexen Prozess der Subjektivierung des Menschen zu beschreiben, der die Voraussetzung für seine Objektivierung darstellt. In diesem Prozess erfährt sich der Mensch gleichzeitig als Handelnder und als Behandelte in einem Machtgefüge, oder um es mit Foucault zu sagen, er befindet sich innerhalb von »Machtbeziehungen« (ebd., 273), an denen er beteiligt ist, denen er nicht entkommen und gegen die er ggf. Widerstandsformen entwickeln kann.

Wie oben erwähnt, haben sich die Studies in sozialen und politischen Kämpfen entwickelt und verstehen sich als Teil dieser Kämpfe. Wesentlich geprägt von der Theoriebildung Foucaults können sie dabei geradezu paradigmatisch als Orte bezeichnet werden, die diese »Machtbeziehungen« kritisch reflektieren sowohl auf einer politischen als auch einer akademischen Ebene, denn sie befragen die Art und Weise, »wie Wissen zirkuliert und funktioniert« (ebd., 275), in welchem Verhältnis dieses Wissen zur Macht steht und wer welche Funktion innerhalb der Machtbeziehungen einnimmt. Der Gegenstand der Studies ist die Analyse von »Wissensregimen« (ebd.), in denen sich die Studies selbst immer als Bestandteil von Machtbeziehungen begreifen. »Insgesamt richten sich diese Kämpfe also nicht in erster Linie gegen bestimmte Machtinstitutionen, Gruppen, Klassen oder Eliten, sondern gegen eine bestimmte Machttechnik oder Machtform. [...] Diese Machtform verwandelt die Individuen in Subjekte. Das Wort ›Subjekt‹ hat zwei Bedeutungen: Es bezeichnet das Subjekt, das der Herrschaft eines anderen unterworfen ist und in seiner Abhängigkeit steht; und es bezeichnet das Subjekt, das durch Bewusstsein und Selbsterkenntnis an seine eigene Identität gebunden ist. In beiden Fällen suggeriert das Wort eine Form von Macht, die unterjocht und unterwirft« (ebd.).

4 Unter dem Begriff »Dispositiv« versteht Foucault »eine entschieden heterogene Gesamtheit, bestehend aus Diskursen, Institutionen, architektonischen Einrichtungen, reglementierenden Entscheidungen, Gesetzen, administrativen Maßnahmen, wissenschaftlichen Aussagen, philosophischen, moralischen und philanthropischen Lehrsätzen, kurz, Gesagtes ebenso wie Ungesagtes. Das sind die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das man zwischen diesen Elementen herstellen kann« (2003, 392).

Gerade für die Mitglieder von Emanzipationsbewegungen kann vor allem der zweite Teil der Bedeutungsbestimmung von Subjekt provozierend sein. Die Kritik an das Gebunden-Sein an eine »eigene Identität« konterkariert das identitäre Verlangen, das den Mitgliedern von Emanzipationsbewegungen inhärent ist. Wenn dieses Gebunden-Sein Unterjochung und Unterwerfung bedeutet, dann stellt es ein zentrales Anliegen von Emanzipationsbewegungen infrage. Wenn der Kampf und das Ringen um Identität problematisch sind und erneut Unterjochung und Unterwerfung drohen, stellt sich die Frage, worin Foucault Widerstandspotenzial erkennt. Denn gerade den Kampf um eine »eigene Identität« erfahren Mitglieder von Emanzipationsbewegungen als zentrales Moment ihres Widerstands gegen Fremdbestimmung. Um diese Frage zu beantworten, ist Foucaults Konzept der Machtbeziehungen genauer zu reflektieren.

»Der Ausdruck ›Macht‹ bezeichnet eine Beziehung unter ›Partnern‹« (ebd., 282). Anders als die Vorstellung von Macht als einem hierarchischen Verhältnis, in dem Mächtige Machtlose unterdrücken, begreift Foucault Macht als eine partnerschaftliche Beziehung; und spitzt diesen Gedanken noch zu, wenn er schreibt: »Die Ausübung von Macht ist keine bloße Beziehung zwischen individuellen oder kollektiven ›Partnern‹, sondern eine Form handelnder Einwirkung auf andere« (ebd., 285). In diesem Sinne beschreiben Machtbeziehungen Abhängigkeitsverhältnisse, bei denen es nicht so sehr um die Beeinflussung anderer Personen als vielmehr um die Beeinflussung von deren Handeln geht. »In Gesellschaft leben bedeutet: Es ist stets möglich, dass die einen auf das Handeln anderer einwirken. Eine Gesellschaft ohne ›Machtbeziehungen‹ wäre nur eine Abstraktion« (ebd., 289). Diese sehr allgemein gehaltenen Aussagen sollen den Hintergrund nicht verbergen, der Anlass für Foucaults Ausführungen ist. Es geht um politische und soziale Kämpfe, an denen Foucault zum Teil selbst beteiligt war, die er im Blick hat: »Den Widerstand gegen die Macht der Männer über die Frauen, der Eltern über ihre Kinder, der Psychiatrie über die Geisteskranken, der Medizin über die Bevölkerung, der staatlichen Verwaltung über die Lebensweise der Menschen« (ebd., 273).

Foucaults Konzept von Machtbeziehungen ist jenes subversive Element inhärent, das die politische Kraft der Studies antreibt und das im akademischen Betrieb mit seinem praxisorientierten Denken, seiner sozial- und kulturkritischen Sicht auf gesellschaftliche Bedingungen und seiner Kritik an binären Konstruktionen jene Vorstellungen von Wertfreiheit und Neutralität infrage stellt, die Ebbinghaus bei den Deaf Studies vermisst. Aber wie steht es tatsächlich um die Verfasstheit der Deaf Studies?

Was sind Deaf Studies?

In Studiengängen, deren Zielsprache DGS ist, hat es den Anschein, als ob Deaf Studies eine Funktion erfüllten, die in Form von »Landeskunde« viele Jahre unabdingbarer Bestandteil fremdphilologischer Studiengänge war und Informationen über Land und Leute, über Geografie, Geschichte, Politik und Wirtschaft vermitteln sollte, um auf diese Weise einen kulturellen Zugang zu der Gemeinschaft zu erwerben, deren Sprache zu studieren die Studierenden angetreten waren. Den Hamburger Studierenden werden zu Beginn ihres Studiums im Deaf Studies-Modul Einblicke in die Kultur und unter-

schiedliche Lebensbereiche tauber Menschen gewährt, wobei allen seitens tauber Dozenten angebotenen Lehrveranstaltungen und den dort behandelten Themen eine Haltung als Selbstverständnis eigen ist, nach der es sich bei der Gehörlosengemeinschaft um eine geschlossene Kultur- und Sprachgemeinschaft handelt. Den Studierenden, von denen die meisten bisher keinen Kontakt zu tauben Menschen hatten, wird das Bild einer kreativen, tapferen und solidarischen, gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung kämpfenden Gemeinschaft vermittelt, die sich ihrer Geschichte und Kultur bewusst ist und ihre Stärke und Durchsetzungskraft vor allem ihrer Standhaftigkeit und Solidarität verdankt.

Doch was will eigentlich »Landeskunde« im Fremdsprachenunterricht? Und inwieweit trifft die Annahme zu, dass taube Dozenten Deaf Studies im akademischen Betrieb als »landeskundliche Teildisziplin« des Gebärdensprachunterrichts rezipieren?

Zur ersten Frage: Beim Thema »Landeskunde« verfolgt nach Zeuner (2009, 8ff.) der *kognitive Ansatz* das Ziel, über Land und Leute, Institutionen, Geschichte und Kultur zu informieren, mit dem Lernziel, ein möglichst umfassendes Wissen von Fakten und Daten eines Landes zu erwerben, während der *kommunikative Ansatz* die Perspektive der Lernenden und den Kommunikationsaspekt in den Mittelpunkt rückt. Das Lernziel des *interkulturellen Ansatzes* ist neben der fremdsprachlich-kommunikativen Kompetenz der Anspruch, die eigene und die fremde Kultur im Sinne von Kulturverstehen und Fremdverstehen besser begreifen zu lernen, um ethnozentrische Sichtweisen zu relativieren und Vorurteile abzubauen.

Zweifellos hat das Erlernen der DGS viele Ähnlichkeiten mit dem Erlernen einer anderen Fremdsprache. Auch hier geht es um Lexikon und Lexeme, um Grammatik, Semantik, Syntax, Phonologie und Morphologie. Zudem erfordert die DGS den Umgang mit sprachlichen Eigenheiten, die Lautsprachen nicht kennen. Das macht ihren Reiz für die Sprachwissenschaft aus. Und doch wird gerade am Thema »Landeskunde« ein zentraler Unterschied zu anderen Fremdsprachen deutlich: Eigentlich bedürfte es keiner landeskundlichen Unterweisung, denn DGS ist eine Sprache, die in Deutschland gesprochen wird, einem Land also, das den Studierenden sehr vertraut ist. Aber – und das unterscheidet den DGS-Unterricht vom Erwerb anderer Fremdsprachen – sie wird von Menschen gesprochen und gelehrt, die nicht hören. Es ist also kein anderes Land, sondern die grundlegend andere Lebenserfahrung des Nicht-Hörens, die es in Gebärdensprach-Studiengängen zu denken gilt. Allerdings ist auffällig, dass sich diese andere Lebenserfahrung nicht als Erfahrung des Nicht-Hörens, sondern als Erfahrung eines Lebens in einer anderen Welt vermittelt, als ob Taubheit erst unter Zuhilfenahme dieser Metapher denkbar wäre.

Zur zweiten Frage: Nun kann das Nicht-Hören auf zweierlei Weise gelesen werden: Zum einen in einer Gesellschaft zu leben, in der das Nicht-Hören Lebenserfahrungen auslöst, die sich von den Lebenserfahrungen auditiv orientierter Menschen fundamental unterscheiden – also eine Sichtweise, die Normalisierungsbestrebungen kritisch befragt und die Auseinandersetzung damit betont. Die Fragen an Studierende der Deaf Studies, die sich in Bezug auf diese Sichtweise stellten, wären: Was gelingt und misslingt den einen anders als den anderen? Worin unterscheiden sich die Lebenserfahrungen von hörenden und tauben Menschen respektive was machen Erfahrungen aus, die sich radikal audiokritisch ereignen? Worin unterscheiden sich diese von auditiven

Erfahrungen? Mit welchen akademischen Disziplinen und in welcher Sprache lassen sich diese differenten Erfahrungen beschreiben und zum Ausdruck bringen? Es sind Fragen, die die Andersheit und gleichzeitige Verwobenheit sowie das Miteinander-Sein hörender und tauber Menschen reflektierten. Zum anderen die Lesart einer »tauben Welt-Erfahrung«, die darin bestünde, in einer Welt tauber Menschen zu leben, die zwar irgendwo in einem Kosmos hörender Menschen verortet ist, doch den Kontakt mit diesem Kosmos nicht denkt, sondern sich auf das Leben in der »Welt der Gehörlosen« fokussiert – im Sinne einer normativen Sichtweise.⁵ Die Fragen an Studierende der Deaf Studies in Bezug auf diese Sichtweise entsprechen jenen, die im Fach »Landeskunde« gestellt werden und die von einer substantziellen Trennung der beiden Lebensbereiche ausgehen im Sinne eines »Zwei-Welten-Modells«.

Die politisch motivierte Entscheidung, Deaf Studies gemäß der zweiten Lesart auszurichten, hat Tom Humphries, einer der Begründer der Deaf Studies in den USA, in seinem Aufsatz »Talking Culture und Culture Talking« (2017) als einen Prozess beschrieben, der – ausgelöst durch die »Entdeckung« der Gebärdensprache – Bedarfe nach Artefakten tauber Kultur weckte. Das betraf vor allem die Gebärdensprache selbst: »Es waren starke Zwänge, und sie setzten uns damals ziemlich unter Druck. Einige werden sich an den Widerstand erinnern, Fremden ASL beizubringen. Unser Misstrauen gegenüber den Motiven hörender Menschen, ASL lernen zu wollen, ließ uns zögern, unsere Sprache mit ihnen zu teilen. Schließlich hatten sie bisher nur wenig Interesse an Gebärdensprache gezeigt, und was sollten wir davon haben, wenn sie unsere »Geheim«-sprache lernten? War es wirklich eine gute Idee, ihnen diese Sprache zu offenbaren und damit uns selbst zu offenbaren? War das nicht riskant?« (ebd., 400).⁶

Der Befreiungskampf der tauben Menschen ist eingebunden in und wurde angeregt durch die Kämpfe der Bürgerrechtsbewegung um bessere Lebensrechte und Chancengleichheit der Schwarzen, die seit den 50er- und 60er-Jahren die politische Situation in den USA prägten. Deshalb ist dieser Befreiungskampf auch nicht von besagten Kämpfen der Bürgerrechtsbewegung zu trennen: Auch taube Menschen kämpften um bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen, und seit den Forschungen von William Stokoe bekam der Kampf um Anerkennung der Gebärdensprache neue Impulse. Mit dieser Anerkennung sollte auch der Makel abgestreift werden, der vermeintlich mit Behinderung einhergeht und mit Bevormundung und Ausschluss verbunden ist.⁷ Es ist für die tauben Vertreter der Deaf Studies nicht vorstellbar, Selbstbewusstsein und Eigenständigkeit

-
- 5 Beispielhaft sei hier der Text von Kusters et al. 2015 genannt, in dem zwar auf die Mehrheitsgesellschaft, die die Welt der »Sign Language People« umgibt, hingewiesen wird, wobei jedoch dieser Bezug mit seiner auf »Gruppenrechten« basierenden Festsetzung eher das »Zwei-Welten-Modell« zementiert als dass er es kritisch hinterfragt: »Wir müssen ein spezifisches Verständnis von Diversität in den Vordergrund stellen, das eine auf *Gruppenrechten* basierende Grundlage braucht, und von Inklusion als einer Form der gesellschaftlichen Inklusion von Sign Language People als *Gruppe*« (Kusters et al. 2015, 211; Herv. i. Orig.).
 - 6 Vgl. dazu meine Ausführungen in »Akte der Verständigung. Deaf Studies und die Differenz von Präsentation und Repräsentation« in diesem Band auf S. 313f.
 - 7 »Ursprünglich wurde die audiologische Gehörlosigkeit als Faktor in der Gehörlosenwelt gelehnt und das Wort *deafness* ist heute in der Gehörlosenwelt immer noch mit negativen Konnotationen aufgeladen« (Baumann 2008, 417; Herv. i. Orig.).

als Menschen mit Behinderung zu denken.⁸ Vielmehr geht es ihnen im Rahmen von Deaf Studies um die Anerkennung als sprachliche und kulturelle Minderheit.⁹

Exkurs I: Das taube Kind

Die Entscheidung einer Orientierung am »Zwei-Welten-Modell« macht Deaf Studies für jene Subjektivierungs- und Objektivierungsstrategien besonders anfällig, wie sie Foucault beschrieben hat und die bspw. auch im Zusammenhang mit einem Vorgang aus Niedersachsen zu beobachten sind. Am 23.12.2017 berichtete das Magazin *Sehen statt Hören* (SsH) in der wöchentlich ausgestrahlten Sendung sowie in einem online Spezial (SsH oS) über ein taubes Kind, das ein HNO-Arzt an das Städtische Klinikum Braunschweig überwiesen hatte. Nachdem die tauben Eltern eine Cochlea-Implantation für ihr Kind abgelehnt hatten, wandte sich die Klinik an das Jugendamt, das wiederum das Familiengericht einschaltete, um darüber entscheiden zu lassen, ob die Weigerung der tauben Eltern, ihrem Kind ein CI implantieren zu lassen, den Tatbestand der Kindeswohlgefährdung erfülle. Das Jugendamt sehe sich in der Pflicht, das Familiengericht anzurufen, um »potentiell irreparable Schäden vom Kind abzuwenden« (SsH vom 23.12.2017). Ein Vertreter des Jugendamts führt dazu aus: »Ich kann nachvollziehen, dass Eltern, die in ihrer Community leben, dass sie natürlich eine Bindung haben zu ihrem Kind und natürlich das Beste wollen für das Kind. Das ist erstmal unbestritten. Aber es gibt vielleicht daneben, neben dieser, ich sag mal, sehr radikalen Haltung, auch Verfechter, die sagen: »Wir müssen auch das Kind im Blick haben.« Das Kind hat möglicherweise, wenn es gehörlos aufwächst, später Einschränkungen in der Teilhabe am Leben in der Gemeinschaft. Auch das ist ein Aspekt, den wir uns angucken müssen. Das wird bestritten, auch von vielen in der Community. Die sagen: »Nee, wir sind auch gar nicht behindert im eigentlichen Sinne, sondern wir sind nur Menschen, die anders kommunizieren.« Das ist eine Haltung, die durchaus da ist, es ist aber nicht die einzige« (SsH oS vom 23.12.2017).

Das Jugendamt folgt hier exakt jener Argumentation, die Sabine Müller und Ariana Zaracko in ihrem Aufsatz »Haben gehörlose Kleinkinder ein Recht auf ein Cochleaimplantat?« (2010, 244ff.) entwickelt haben, in dem sie von den »radikalen Positionen der Deaf Community« (ebd., 245) schreiben, »die maßgeblich die ethische und juristische Diskussion über Cochleaimplantate« (ebd.) beeinflussen. »Verweigern nun die Eltern die Versorgung ihres Kindes mit einem CI, kann beispielsweise der das Kind behandelnde Arzt das zuständige Familiengericht anrufen, das dann zu prüfen hat, ob ein Sorgerechtsentzug für die Frage der Versorgung mit einem CI vorzunehmen ist« (ebd.).

-
- 8 Tatsächlich macht Sabine Fries hier eine Ausnahme: »Das Neue Testament aber spricht auf einer ganz realen und konkreten Ebene von der unvollkommenen, leidenden Körperlichkeit und benennt damit einen Aspekt, der in den Deaf Studies bisher fast vollständig ausgeklammert wird, weil er sich dem sozialen Konstrukt von Gehörlosigkeit als einer sprachlich-kulturellen Minderheit nicht leicht fügt« (2012, 324).
 - 9 Zur Angst tauber funktionäre, Taubheit als Behinderung zu reflektieren, schreibt Fabian Rombach: »Die Nichtbearbeitung der Angst und die identitätspolitische Ideologie greifen ineinander und begünstigen eine Abwehr in Form von Spaltung« (2017, 412).

Dieser Objektivierungsstrategie, die das Kind und seine Eltern zum Gegenstand des medizinischen und juristischen Dispositivs macht, begegnet die Redaktion von SsH mit der Frage an den Linguisten Christian Rathmann, was gegen eine gebärdensprachliche Erziehung spräche? Rathmann, Leiter des Studiengangs Deaf Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin, antwortet darauf, dass aus sprachwissenschaftlicher Sicht überhaupt nichts gegen eine gebärdensprachliche Erziehung spricht (vgl. SsH vom 23.12.2017). Allein, die Frage der Redaktion ist falsch gestellt, denn die sprachwissenschaftliche Sicht ist nicht Gegenstand der Diskussion. Vielmehr geht es um das Nicht-Hören an sich. Das Jugendamt respektive Müller und Zaracko widersprechen der Möglichkeit eines *tauben Lebensentwurfs*. Für sie gilt das medizinische und sozialrechtliche Verdikt, wonach Nicht-Hören als »schwere Behinderung« (Müller & Zaracko 2010, 244) zu verstehen ist, die »nachhaltig (lebenslang) und schwerwiegend sein wird, da das Kind im sozialen Leben, insbesondere in seiner späteren Berufswahl, erheblich eingeschränkt sein wird« (ebd., 246). Und so ist es ein Leichtes für Müller und Zaracko, das Konstrukt einer »Welt der Gehörlosen« respektive die Konzepte »Deaf Nation oder Deaf Community« (ebd., 244) im Sinne einer »volksähnlichen Gemeinschaft mit einer eigenständigen Sprache und Kultur« (ebd.) als »eine Notgemeinschaft« (ebd., 247) zu bezeichnen, »die auf der Unmöglichkeit der Integration in die Mehrheitsgesellschaft basiert. [...] Kinder in einer solchen Notgemeinschaft festzuhalten, stellt den Versuch dar, sie »zu einer zwanghaften Solidarität« zu verpflichten« (ebd.).

Die Diskussion um das taube Kind aus Niedersachsen zeigt deutlich, dass die Weigerung der Deaf Studies, sich mit dem Thema »Taubheit als Behinderung« auseinanderzusetzen, die Gehörlosengemeinschaft in ihrem Ringen um die Möglichkeit eines tauben Lebensentwurfs schwächt und sie es dem politischen Gegner leicht macht, sie als ideologisch verblendete »Notgemeinschaft« zu diffamieren. Mit der Konstruktion des »Zwei-Welten-Modells« versuchen die Deaf Studies sich der Auseinandersetzungen um »Machtbeziehungen«, wie sie Foucault nennt, zu entziehen, denn in einer »Welt der Gehörlosen«, in der es Taubheit als Behinderung nicht gibt, ist eine gebärdensprachliche Erziehung natürlich unumstritten. Doch taube Menschen befinden sich nicht in einer »Welt der Gehörlosen«, die neben einer »Welt der Hörenden« existiert, wie es der geschilderte Vorgang drastisch dokumentiert. Damit soll nicht gesagt werden, dass es in der Auseinandersetzung mit den Jugendämtern und den Müllers und Zarackos einfacher wäre, wenn man ihnen erwidert: Ja, wir sind behindert und ja, wir wissen, mit welchen Schwierigkeiten taube Menschen in dieser Gesellschaft konfrontiert sind. Aber man würde ihnen genau an der Stelle begegnen, die bei ihnen panische Reaktionen auslöst: Der Angst vor Behinderung! Bei aller Irrationalität, die mit der Erfahrung von Angst verbunden ist, besteht doch die Möglichkeit, über diese Angst zu sprechen, sie zu überwinden und zu verlieren. Angst ist verhandelbar, das Konstrukt vom »Zwei-Welten-Modell« jedoch nicht. In seiner normativen Absolutheit kann man ihm zustimmen oder es ablehnen, ein Dazwischen gibt es nicht.¹⁰

10 Es ist tatsächlich die gleiche Angst vor Behinderung respektive vor dem Makel der Behinderung, die an dieser Stelle das Jugendamt, Müller & Zaracko sowie die tauben Vertreter der Deaf Studies packt. Mit anderen Worten: Die einen haben das gleiche große Interesse am Erhalt des »Zwei-Welten-Modells« wie die anderen. Während dieses Konstrukt für die einen die »Welt der Gesun-

Das Dilemma, in dem sich die Prozessbeteiligten befinden, bringt der bei *Sehen statt Hören* befragte Vertreter des Deutschen Ethikrats, Stephan Kruip, sehr deutlich zum Ausdruck, wenn er die Frage um die Implantation des tauben Kindes *zwischen* dem staatlichen Gebot der Fürsorge um das Wohl des Kindes und dem Entscheidungsrecht der Eltern verortet: »Für mich wäre entscheidend: Gibt es ausreichend Sicherheit, dass man vorhersagen kann, dass dieses Kind mit Implantat wesentlich besser am Leben teilhaben kann, eine gute Ausbildung erreicht, an sozialen Beziehungen teilhaben kann als ohne Implantat? Aus meiner Sicht ist das eine Abwägung, die auch Nebenwirkungen, Risiken berücksichtigen muss. Vor allen Dingen dann, wenn in der Familie ohnehin Gehörlosensprache benutzt wird. Diese Abwägung ist nicht einfach. Und ich beneide das Gericht nicht, das diese Entscheidung treffen muss« (SsH oS vom 23.12.2017).¹¹

* * *

Hörende Lehrende und Studierende der Deaf Studies bringt die normative Auffassung der Deaf Studies, wonach Taubheit allein als eine Frage der Kultur- und Sprachkompetenz zu rezipieren ist, in eine schwierige Situation, die mit der Tabuisierung von Taubheit als Behinderung einhergeht. Von tauben Dozenten geführt, können sie sich an der »Spurensuche im Museum der Gehörlosigkeit« (2008, 2), wie es Paddy Ladd einmal genannt hat, beteiligen, ohne jedoch ihre Fragen stellen zu dürfen, die sich ihnen beim Thema »Taubheit als Behinderung« stellen. Das betrifft Fragen, die das bekannte und oft zitierte Wort des ehemaligen Präsidenten der Gallaudet University I. King Jordan, wonach gehörlose Menschen alles könnten außer hören, radikal in Zweifel ziehen.

Der von den Deaf Studies auserufene Deaf Space will kein Ort der Infragestellung binärer Vorstellungen sein; kritisches Denken hat hier keinen Platz. Wie jedes normative System fordern Deaf Studies Affirmation und Anpassung an das »Zwei-Welten-Modell« sowie an das Primat des Gebrauchs der Gebärdensprache, dem sich Lehrende und Studierende zu unterwerfen haben. Dieses normative Verständnis von Deaf Studies, das sich in einem Deaf Space verdichtet, basiert auf Konzepten, die unter anderem als *Deaf Ethnicity*, *Deafhood* und *Deaf-gain* formuliert wurden.

den« ist, die sich von einer »Welt der Behinderten« abgrenzt, nennen es die anderen die »Welt der Gehörlosen« und trennen sie von einer »Welt der Hörenden« ab. Gemeinsam ist diesen Konstrukten, dass das eine das andere konstituiert.

- 11 Am 28.01.2019 hat das Gericht entschieden, »von familienrechtlichen Maßnahmen gegen hörbehinderte Eltern ab(zu)sehen, die ihr ebenfalls hörbehindertes Kind keiner Cochlea-Implantation unterziehen wollen. Das Sorgerechtsverfahren wurde auf eine Mitteilung des Jugendamtes Goslar eingeleitet, das wegen der Verweigerung der Cochlea-Implantation eine erhebliche nachhaltige und schwerwiegende Schädigung des Kindes insbesondere im sozialen und späteren beruflichen Leben fürchtete. Die Kindeseltern sind hingegen der Auffassung, das Operationsrisiko bei der Narkose und die Gefahr möglicher Hirn- und Nervenschädigungen seien zu hoch, während es ungewiss sei, ob sich das Sprach- und Hörvermögen ihres Kindes wesentlich verbessern werde« (Amtsgericht Goslar 2019, o.S.).

Deaf Studies aus ethnisierender Perspektive

Die Ideologie einer »Welt der Gehörlosen« und die Tabuisierung des Nicht-Hörens, die so weit geht, nicht mehr von tauben Menschen, sondern von »Sign Language Peoples« (Kusters et al. 2015, 210ff.; Ladd 2019, 240ff.) zu sprechen¹², basieren unter anderem auf den ethnisierenden Konzepten von Ladd und Lane (2014) sowie Bauman und Murray (2014), die ich kurz skizzieren möchte.

Für Paddy Ladd und Harlan Lane sind *Deaf Ethnicity* und *Deafhood* Konzepte, die eng miteinander verknüpft sind und sich auf (post)koloniale Traditionen beziehen: Deaf Ethnicity begreift die Taubengemeinschaft als eigene Ethnie, die über eine »(k)ollektive Sprache, kollektive Identität, kollektive Kultur, kollektive Geschichte, kollektive Kunst, kollektive Epistemologien und Ontologien« (Ladd & Lane 2014, 51) verfügt, während Deafhood den Blick auf die jeweils regionalen tauben Kulturgemeinschaften richtet und sich darin versteht, »traditionelles gehörlosenkulturelles Wissen, Weisheit und Erfahrungen zu respektieren und gleichzeitig die Tatsache anzuerkennen, dass Gehörlosenkulturen über einen Zeitraum von etwa 130 Jahren durch Audismus und Kolonialismus negativ beeinflusst und in der Tat sogar aktiv geformt worden sind« (ebd., 48). Deafhood wird als Konzept konstruiert, welches Möglichkeiten aufzeigt, das im Lauf der Jahre durch die koloniale Unterdrückung korrumpierte Konzept der Gehörlosenkultur zu kritisieren und hierarchische Strukturen zwischen den »Klassen der Kompradoren« (d.h. denjenigen, die bis zu einem gewissen Grad von ihren Beziehungen zu den Kolonialherren profitierten) und den »Subalternen« (d.h. der Masse der kolonialisierten Menschen)« (ebd., 47f.) zu überwinden. Zu entsprechenden Erscheinungen innerhalb der Gehörlosenkultur gehöre neben der Kritik an den gehörlosen Nutznießern des Kolonialismus auch die Kritik am politischen Opportunismus bspw. des Gehörlosenverbands der USA oder der Gallaudet-University und ihren über Jahrzehnte währenden Ausschluss schwarzer tauber Mitglieder. Insofern werde das Deafhood-Konzept als ein Beispiel für »Hybridität« verstanden, da es die verkrusteten Strukturen der traditionellen Gehörlosenkultur aufbräche und die Möglichkeit der Aussöhnung von Personen eröffne, »die hybride Identitäten erfahren haben, mit traditionellen Mitgliedern gehörloser Ethnizitäten und zwar durch einen Prozess des angeleiteten Dialogs aller gehörlosen Menschen miteinander, unabhängig von ihrem Erfahrungshintergrund als medizinisch-gehörlose [deaf] oder kulturell-gehörlose [Deaf] Personen« (ebd., 51). Zwar

12 Es ist schon seit Längerem eine Tendenz zu beobachten, bei der nicht mehr von der Gehörlosen- oder Taubengemeinschaft, sondern der Gebärdensprachgemeinschaft die Rede ist. Diese Rede stellt H-Dirksen L. Bauman in direkten Zusammenhang mit der Ächtung des audiologischen Befunds Taubheit: »Ein aktuelles Beispiel für die umfassende Ablehnung der Gehörlosigkeit und ›deaf‹ als Grundlage der Identität ist es, von der ›signing community‹ (Gebärdensprachgemeinschaft) zu sprechen« (2008, 417; vgl. Fußnote 5). Im Folgenden verweist er auf weitere Benennungen, die das zu ächtende Adjektiv »deaf« vermeiden: »Die British Deaf Association nennt sich nun *Signing Community* [...] Gehörlose als ›visuelle Menschen‹ [›visual people‹] zu definieren [...] Ben Bahan (1989) denkt über die Bezeichnung ›sehende Menschen‹ [›seeing people‹] für Gehörlose nach [...] Wie die Bezeichnung ›signing community‹ legt auch die Bezeichnung ›visual people‹ den Schwerpunkt auf die Fülle der Erfahrungen Gehörloser anstatt auf ein Nichtvorhandensein des Hörens« (ebd.; Herv. i. Orig.).

warnen Ladd und Lane davor, das Deafhood-Konzept essenzialistisch zu verengen, doch noch im gleichen Abschnitt wird für einen »strategischen Essenzialismus« (ebd., 50) geworben. »Hybridität« und »strategischer Essenzialismus« des Deafhood-Konzepts dürfen deshalb nicht mit den gleichnamigen Konzepten verwechselt werden, wie sie von Gayatri C. Spivak entwickelt und in der postkolonialen Diskurstradition in Zusammenhang eines von Homi K. Bhabha entworfenen »Dritten Raums« beschrieben wurden.

Exkurs II: Der Dritte Raum

Begriffe wie »Hybridität« und »strategischer Essenzialismus« deuten einen Anschluss an postkoloniale Theoriebildung an, der jedoch weder für Ladd noch für Lane zutrifft. Im Gegenteil: Bhabha und Spivak (z.B. in Bhabha 2000 und in Spivak 2008) kritisieren scharf jegliche Form ethnisierender Identitätskonstruktionen. Vielmehr schlägt Spivak in der Auseinandersetzung mit kolonialisierten Gesellschaften einen auf eine gewisse Zeit begrenzten strategischen Essenzialismus vor, den es jedoch immer wieder zu dekonstruieren gilt¹³ und der etwas völlig anderes meint als die von Ladd und Lane vorgeschlagene und mit diesem Begriff verbundene befriedende Strategie, die sich allein auf den Binnenraum der Gehörlosengemeinschaft bezieht.

Bhabha konzipiert den »Dritten Raum« als *Kritik am Konzept der kulturellen Diversität*, dessen Vorstellungen von Kultur und kollektiver Identität gerade auch die Deaf Ethnicity- und Deafhood-Konzepte prägen. »Von kultureller Diversität zu sprechen beinhaltet die Anerkennung vorgegebener kultureller Inhalte und Bräuche, und als Position in einem zeitlichen Rahmen des Relativismus führt diese Anerkennung dann zu liberalen Begriffen wie Multikulturalismus, kulturellem Austausch oder der Kultur der Menschheit. Ferner repräsentiert die Rede von der kulturellen Diversität eine radikale Rhetorik der Trennung von Kulturen, die als Totalität gesehen werden und so, nicht besudelt von der Intertextualität ihrer historischen Orte, in der Sicherheit der Utopie einer mythischen Erinnerung an eine einzigartige kollektive Identität ihr Leben fristen« (Bhabha 2000, 52). Dem Konzept der kulturellen Diversität setzt er das Konzept der *kulturellen Differenz* entgegen, das den Fokus auf die Differenz kultureller Äußerungen richtet und einen Zwischenraum eröffnet, in dem sich – bei Bhabha: Kolonialisierte und Kolonisten – bewegen. Der Ort, an dem sich die Differenz kultureller Äußerungen artikuliert, ist der Dritte Raum. »Das Dazwischentreten des Dritten Raumes der Äußerung, das die Struktur von Bedeutung und Referenz zu einem ambivalenten Prozeß macht, zerstört diesen Spiegel der Repräsentation, der kulturelles Wissen gemeinhin als integrierten, offenen, sich ausdehnenden Code zeigt. Die Einführung dieses Raumes stellt unsere Auffassung von der historischen Identität von Kultur als einer homogenisierten, vereinheitlichenden Kraft, die aus der originären Vergangenheit ihre Authentizität bezieht und in der nationalen Tradition des Volkes am Leben gehalten wurde, sehr zu Recht in Frage« (ebd., 56).

13 »I would read it, then, as a *strategic* use of positivist essentialism in a scrupulously visible political interest« (Spivak 2008, 281; Herv. i. Orig.).

* * *

Die durch Deafhood gewährleistete Stabilisierung der Taubengemeinschaft, die Ladd als »Deaf Reconstruction« (ebd., 52) bezeichnet, würde es ermöglichen, »Brücken zu anderen Fachdisziplinen aufzubauen« (ebd., 49), zu denen »Soziologie und Anthropologie, Philosophie, die Künste, Humangeographie, Minority Studies und Cultural Studies« (ebd.) gehören. Disability Studies gehören offensichtlich nicht dazu.

Insofern überrascht es nicht, dass das soziale Modell, das die Disability Studies in den 80er-Jahren entwickelten, von den Deaf Studies nicht rezipiert wird, obwohl es auf den ersten Blick eine Reihe von übereinstimmenden Positionen beinhaltet. Ähnlich den Deaf Studies richtet sich die Kritik des sozialen Modells der Disability Studies gegen das traditionell individualistische Modell der medizinischen Perspektive, das Behinderung als ein individuelles gesundheitliches Problem betrachtet, welches es zu beheben gelte, wohingegen das soziale Modell Behinderung als eine gesellschaftliche Konstruktion versteht, die auf der binären Konstruktion eines einerseits normalen und gesunden Körpers beruhe, dem sich andererseits ein nicht normaler (disabled) und beschädigter (impaired) Körper entgegenstelle (vgl. Waldschmidt 2005, 9ff.). Für das soziale Modell sind Gesundheit, Krankheit und Behinderung keine objektiven und unveränderlichen, sondern gesellschaftlich konstruierte Kategorien, die der politischen Aussonderung dienen. Deaf Studies hingegen stellen der Konstruktion des medizinisch-tauben (deaf) Modells die Konstruktion des kulturell-tauben (Deaf) Modells entgegen, dessen Angehörige nicht krank oder behindert – und somit auch nicht Gegenstand der Disability Studies –, sondern Mitglieder einer Sprach- und Kulturgemeinschaft seien.

Eine eugenische Wendung nimmt das Deafhood-Konzept in seiner Lesart des von Bauman und Murray vorgelegten *Deaf-gain*-Konzepts, das sich auf eine Tradition zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts bezieht: »Die gehörlosen Amerikaner des frühen 20. Jahrhunderts stellten sich und ihre Kinder als gesund und arbeitsfähig dar und adaptierten so die eugenischen Ideologien auf ihre gehörlosen Körper. Gehörlose interpretierten die eugenische Bildersprache neu, sodass sie auf ihr Leben passte« (Bauman & Murray 2014, 22).

Die Vorstellung des Deaf-gain-Konzepts wird von folgender Ausgangsfrage geleitet: »Jetzt wo die Deaf Studies ins 21. Jahrhundert hineingreifen, müssen sie über ihre ursprüngliche Aufgabe hinausgehen, die Kultur und Identität der Gehörlosen zu erklären, und sich mit der Frage zu den ureigenen Gründen auseinandersetzen, warum Gehörlose und ihre Gebärdensprachen weiterhin existieren sollten« (ebd., 19). Anlass ist eine Entwicklung, die die Autoren an Beispielen aus Australien, Kanada und Dänemark skizzieren, wo Gebärdensprachforscher die Auslöschung der tauben Population und ihrer kulturellen Manifestationen antizipieren. Die Tatsache einer fast vollständigen Implantationsrate taub geborener Kinder, die zum Zeitpunkt der Erhebung in den meisten Fällen mit dem Verbot des Erlernens der jeweiligen Gebärdensprache verbunden war, hat die Schließung von Gehörlosenschulen zur Folge, die für die meisten tauben Kinder der traditionelle Ort des Erwerbs von Gebärdensprache ist und die der Entwicklung und Stabilisierung einer eigenen tauben Identität dient. Zusätzliche Impulse erhält diese Bedrohung der Existenz der Taubengemeinschaft durch die gene-

tische Forschung und die Kartierung derjenigen Gene, die erblich bedingte Taubheit verursachen.

Angesichts dieser Bedrohung sei es an der Zeit, neben der intrinsischen Argumentation, welche die Bedeutung der Taubengemeinschaft und ihrer Kultur in sich begründet, eine extrinsische Argumentation aufzubauen, die den Wert der Gemeinschaft für die Allgemeinheit betont. Denn, so ihre Begründung, der Fokus, der sich allein auf die Existenz der Taubengemeinschaft und -kultur richtet, sei zu defensiv. Vielmehr sei es wichtig, offensiv darauf hinzuweisen, wie gewinnbringend die Existenz der Taubengemeinschaft für die Mehrheitsgesellschaft sei. Die Revision von Normalisierungsstrategien, hier vor allem in Bezug auf den flexiblen Normalismus menschlicher Diversität, bietet Bauman und Murray den Hebel, ihr eugenisches Programm zu entwickeln. »Der übergreifende extrinsische Wert der Gehörlosengemeinschaft und ihrer Sprache lässt sich also vielleicht am besten durch die aufstrebende Disziplin der biokulturellen Diversität erklären« (ebd., 26). Hieraus folgern sie: »So gesehen zeichnet sich die Gehörlosigkeit nicht durch einen grundlegenden Mangel aus (wie in *Hörverlust*), sondern stellt sich als dessen Gegenteil dar, als Mittel zum Verständnis der Reichhaltigkeit des menschlichen Daseins, als Zugewinn, als *Deaf-gain*« (ebd., 27; Herv. i. Orig.). Dieser Zugewinn ließe sich auf unterschiedlichen Feldern nachweisen: Sei es die Gebärdensprache und ihre sprachlichen Besonderheiten, die die Taubengemeinschaft pflegt, oder seien es die bei tauben Menschen hoch entwickelten visuellen Lebensformen, die sich in besonderen Fähigkeiten zu räumlichem Denken, der verstärkten Fähigkeit bei der Identifikation von Gesichtern und der verstärkten räumlichen Kognition nachweisen ließen.¹⁴

Vielleicht zeigt das *Deaf-gain*-Konzept besonders deutlich, mit welchen Konsequenzen Deaf Studies bei der Aufrechterhaltung der Tabuisierung des Nicht-Hörens und dem Konstrukt einer »Welt der Gehörlosen« zu rechnen haben. Tatsächlich findet in *Deaf-gain* eine Anbindung der »Welt der Gehörlosen« an die sie umgebende Mehrheitsgesellschaft statt, die jedoch in ihrer eugenischen Ausrichtung an menschenverachtende Traditionen anzuknüpfen scheint: Eine *Existenzberechtigung* der Sign Language Peoples leite sich daraus ab, dass sie über eine interessante Sprache und über eine hochentwickelte visuelle Lebensform verfügten, und damit eine Bereicherung der Gesellschaft darstellten. Gleichzeitig bestätigt *Deaf-gain* genau jene »kulturelle Diversität«, vor der Homi Bhabha warnt, wenn er sie als »radikale Rhetorik der Trennung von Kulturen« (vgl. 2000, 52) bezeichnet, die der binären Logik eines »Zwei-Welten-Modells« entgegenkommt.

Wenn oben davon die Rede war, dass Studies eine inter- oder transdisziplinäre Perspektive haben und ihr innovatives und produktives Potenzial innerhalb der Gegenstände von geistes-, natur- respektive sozialwissenschaftlichen Fächern entwickeln, so trifft das für Deaf Studies nicht zu. Die Studierenden der Deaf Studies sind keine Akteure an

14 Taubengemeinschaften »haben sich im Laufe der letzten Jahre zunehmend als globale Sign Language Peoples (SLPs) rekonstituiert (Batterbury, Ladd & Gulliver 2007). Gleichzeitig identifiziert die Wissenschaft sie zunehmend als sprachliche Minderheiten (Skutnabb-Kangas 2000; Krausneker 2003), ethnische Minderheiten (Lane 2005), als Menschen mit einzigartigen visuellen Fähigkeiten (Bauman & Murray 2010) und als Gruppe mit eigenen sozialen, kulturellen und sprachlichen Bräuchen und Normen (Padden & Humphries 1988; Ladd 2003)« (Kusters et al. 2015, 211).

einem Ort, an dem forschendes Subjekt und beforschter Gegenstand diskursiv miteinander verbunden wären. Deaf Ethnicity, Deafhood und Deaf-gain kreieren so etwas wie eine »Welt der Gehörlosen« und erfüllen den Anspruch, den »Landeskunde« von ihren Studierenden erwartet, mit dem Lernziel, neben einer elaborierten Sprachkompetenz ein möglichst umfassendes Wissen von Fakten und Daten dieser Welt zu erwerben. Doch welches Land lernen die Studierenden in Deaf Studies kennen? Es ist ein Land mit einer eigenen Geschichte, einer eigenen Kultur, einer eigenen Sprache; ein Land, in dem sie sich solidarisch an die Seite der Bewohner stellen können, um sie im Kampf um deren Bürgerrechte zu unterstützen, jedoch ein Land, zu dessen Bewohnern – solange sie nicht selbst taub oder Kinder tauber Eltern sind – sie nie zählen werden. In ihrer Hermetik und ihrem Essenzialismus unterscheiden sich Deaf Studies – folgen sie dem oben beschriebenen Selbstverständnis – deutlich von anderen Studies. Eine Verortung im Kanon anderer Studies wird – zumindest zum jetzigen Zeitpunkt – von den tauben Vertretern der Deaf Studies nicht gedacht.

Deaf Studies aus kulturwissenschaftlicher Perspektive

Die Entscheidung der Deaf Studies für die Rezeption des binären »Zwei-Welten-Modells« mit einer Welt tauber Menschen, die über eine eigene Geschichte und Kultur verfügt und sich von der kulturellen Sicht eines behinderten Körpers distanziert, befindet sich in der Tradition der metaphysischen Geist-Körper-Dichotomie mit ihrer Idealisierung von Geist und Kultur und ihrer Verachtung des defizitären und hinfälligen Körpers. In der Vorstellung der tauben Vertreter der Deaf Studies von Sprache und Kultur spiegelt sich jenes platonische Ideal der Unsterblichkeit von Geist, Idee, Schönheit, Logos und Ratio, während sich am tauben Leib das Vergängliche, Defizitäre, Hinfällige und Nichtvollkommene des Körpers zeigen.¹⁵

Es ist bei den Deaf Studies eine Körperablehnung respektive Körpervergessenheit zu erkennen, die Anne Waldschmidt sowohl für das medizinische Modell der Disability Studies mit seiner Vorstellung der Reparaturbedürftigkeit des behinderten Körpers als auch für das soziale Modell bei seiner Unterscheidung von Beschädigung (impairment)

15 Mit der Anerkennung der DGS im Behindertengleichstellungsgesetz wurden bestimmte Rechte festgelegt, auf die sich taube Menschen berufen können. Diese Anerkennung hat jedoch mitnichten eine größere Akzeptanz des tauben Körpers respektive des Konzepts eines tauben Lebensentwurfs bewirkt. Man könnte also ketzerisch fragen, ob sich die Gehörlosengemeinschaft im Kampf um Anerkennung und in ihrer Identifikation mit der Gebärdensprache nicht *auch* einen Bärenienst geleistet hat. Gewiss, die Gebärdensprache selbst genießt bei vielen, die sie sehen (jedoch nicht unbedingt viel von ihr wissen), große Bewunderung; und im Kampf um Anerkennung der Gebärdensprache haben taube Menschen bestimmte Rechte errungen, aber an der Tatsache der gesellschaftlichen Ächtung des behinderten Körpers allgemein und des tauben im Speziellen hat sich nichts geändert, und diese Ächtung geht, wie gezeigt, tief in die Vorstellungen von Deaf Studies hinein. Beispielhaft sei hier noch einmal auf den Konflikt um das taube Kind (vgl. Exkurs I auf S. 352f.) hingewiesen. Taube Menschen verschwinden förmlich hinter ihrer Sprache, und die Ethnisierung ihrer Kultur in den Deaf Studies mag als ein Versuch verstanden werden, diesem Verschwinden Einhalt zu gebieten. Doch geht dieser Versuch an der Ablehnung der Taubheit tauber Menschen völlig vorbei.

und Behinderung (disability) beobachtet. Zum sozialen Modell schreibt sie: »Vor allem in körpertheoretischer Hinsicht verdient das soziale Modell tatsächlich Kritik, denn es basiert ganz offensichtlich auf einer kruden Dichotomie von ›Natur‹ und ›Kultur‹, von ›impairment‹ und ›disability‹« (2005, 20) mit seinem Fokus auf die soziale Bedingtheit von Behinderung und seinem Verschweigen der körperlichen Differenz. Es seien vor allem politische Gründe, die diese Dichotomie motivierten: »Von den Vertretern des sozialen Modells wird heftig bestritten, dass es eine kausale Beziehung zwischen ›impairment‹ und ›disability‹ gibt. Man befürchtet offenbar, dass das Zugeständnis einer Verbindung die Politikfähigkeit der Behindertenbewegung schwächen könnte« (ebd., 21).¹⁶ Analog zu Judith Butlers These, wonach Sex und Gender als gesellschaftliche Konstruktionen zu verstehen sind, schreibt Waldschmidt, dass »nicht nur Behinderung, sondern auch die Schädigungsebene als gesellschaftlich hergestellt begriffen werden« muss (ebd., 22) und wirft dem sozialen Modell einen essenzialistischen Kern vor.

Sowohl das medizinische als auch das soziale Modell der Disability Studies und damit analog sowohl das medizinische als auch das kulturelle Modell der Deaf Studies teilen eine gemeinsame Sicht auf Behinderung. Für die Disability Studies schreibt Waldschmidt: »Beide Ansätze nehmen Behinderung primär als ein ›Problem‹ wahr, das in irgendeiner Weise der ›Lösung‹ bedarf« (ebd., 23). Es fällt auf, dass sich die »Lösungsansätze« der beiden Studies nicht wesentlich unterscheiden: Während die Anhänger des sozialen Modells der Disability Studies die Verantwortung bei der Gesellschaft sehen, die sie behindert, fordern die Anhänger des kulturellen Modells der Deaf Studies von der Gesellschaft Barrierefreiheit und Anerkennung als sprachliche Minderheit. Die Themen »Beschädigung« respektive »Taubheit« hingegen sind kein Anstoß für weiteres Nachdenken.

Kritik des Hörens – Deaf Studies neu denken

Was aber wäre, wenn mit Taubheit weniger ein zu bewältigendes Problem als vielmehr eine spezifische Form der Problematisierung körperlicher Differenz dargestellt wird – ließe sich im Anschluss an Anne Waldschmidt (vgl. ebd., 24) in Bezug auf Deaf Studies fragen; was wäre, wenn sich ein Nachdenken auf das Hören richtet, das die Frage einer *Kritik des Hörens* in den Mittelpunkt seines Überlegens rückt?

»Nicht behinderte Menschen als Randgruppe, sondern die Mehrheitsgesellschaft wird zum eigentlichen Untersuchungsgegenstand. [...] Individuelle und gesellschaftliche Akzeptanz wird erst dann möglich sein, wenn behinderte Menschen nicht als zu

16 Im Anschluss an Anne Waldschmidt überträgt Fabian Rombach diesen Gedanken auf die Deaf Studies: »In diesem Politikum, so möchte ich behaupten, wird das, was Behinderung ausmacht, nur auf der Ebene von ›disability‹ verhandelt. Die Beeinträchtigung (›impairment‹) wird in seiner unüberschaubaren Verzweigung unterschiedlicher (Hör-)Vermögen vernachlässigt bzw. willentlich nicht in den Blick genommen. Die Gründe dieser Tabuisierung liegen m.E. sowohl im Zwang der politischen Notwendigkeit, die mit dem Ringen um Anerkennung von Gebärdensprache und Gehörlosen als Angehörige einer kulturellen und sprachlichen Minderheit einhergeht, als auch in bestehenden gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen« (2017, 412).

integrierende Minderheit, sondern als integraler Bestandteil der Gesellschaft verstanden werden« (Waldschmidt 2005, 26f.). Das setzt jedoch eine vollständige Umkehrung der politischen Perspektive – sozusagen eine *performative* Wende¹⁷ – voraus. Für Deaf Studies hieße das, das essenzialistische Konstrukt von tauben Menschen als einer kulturellen Minderheit, die in einer eigenen Welt lebt, zu der nur ihresgleichen Zugang hat, einer grundlegenden Kritik zu unterziehen, die dazu führt, das Miteinander-Sein von tauben und nicht tauben Menschen zu begreifen und Möglichkeiten eines gemeinsamen Voneinander-Lernens zu erfahren, die dabei helfen, die eingangs erwähnte Hermetik der Deaf Studies zu überwinden. Hilfreich und ermutigend dabei ist ein Blick auf andere Studies, die sich bereits mit einer performativen Wende auseinandergesetzt haben.

Bereits die Cultural Studies, die so etwas wie die Ur-Studies darstellen, kritisieren die binäre Vorstellung einer normativen, idealen und elitären Hochkultur (bspw. die der Hörenden) und einer parasitären Volkskultur (bspw. die tauber Menschen) und erklären alles, was Menschen machen, zu Kultur: »Kultur ist hierbei [...] das permanent in Praktiken des ›doing culture‹ (re-)produzierbare und transformierbare Material, mit dem die Menschen ihren (materiellen und sozialen) Erfahrungen Ausdruck verleihen, Sinn und Bedeutungen geben und das wiederum neue Erfahrungen möglich machen kann« (Moebius 2012, 17).

Die Schwulen- und Lesbenbewegung, aus denen die Queer Studies kommen, verstanden sich ursprünglich als eine Bürgerrechtsbewegung. Was sind die Gründe, dass sich neben der essenzialistisch orientierten Bürgerrechtsbewegung eine sehr viel größere konstruktivistisch ausgerichtete politische Bewegung entwickelt, die das Theoriekonzept der Queer Studies rezipiert?

Aus der Parole »Homos fordern die gleichen Bürgerrechte wie Heteros« entstand die queere Vorstellung einer Gesellschaft von Menschen, deren Sexualitäten nicht der Norm entsprechen. Queer Studies wollen eine De-Naturalisierung und De-Normalisierung normativer Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit. Sie dekonstruieren Konzepte einer essenziellen Identität und propagieren eine performative Identität, und zwar in der Weise, wie das Anna Mohos für taube Menschen vorschlägt: »Identitäten tauber Menschen als einen Akt, eben als performative Leistung und nicht als substanzielles Modell« (2017, 38) zu denken.

Auch die den Disability Studies vorausgehende Krüppelbewegung verstand sich ursprünglich als eine Bürgerrechtsbewegung. Es ist dargestellt worden, dass sowohl das medizinische als auch das soziale Modell auf einer dichotomen und essenzialistischen Sichtweise von Normalität und Nicht-Normalität basieren. Im Verständnis des kulturellen Modells gibt es weder Behinderte noch Nicht-Behinderte und es stellt die binäre Konstruktion von Normalität und Nicht-Normalität infrage. Es ist das Modell, welches das normative Körperbild des medizinischen und die Körpervergessenheit des sozialen Modells kritisiert, und den (beschädigten) Körper in den Mittelpunkt seines Denkens stellt.

17 Vgl. dazu »In Leder über den Campus. Anmerkungen zu den performativen Studiengängen Disability Studies und Deaf Studies« in diesem Band auf S. 293.

Aber auch in den Deaf Studies ist so etwas wie eine performative Wende zu beobachten, allerdings mit einem, auf den ersten Blick, anderen als dem kulturwissenschaftlichen Fokus der hier erwähnten Studies. In seinem Text besinnt sich Tom Humphries auf eine Gehörlosenkultur, die es schon immer gab und die sich auf der Grundlage des Culture Talking gebildet hat. Culture Talking hat es immer schon gegeben; es ist nicht geleitet von politischen Intentionen und ereignet sich in dem Augenblick, wo taube Menschen aufeinandertreffen und sich austauschen, d.h. hier bringt sich performativ eine Kultur tauber Menschen zum Ausdruck, ohne selbst Gegenstand des Austauschs zu sein: »Taube Menschen haben in der Geschichte einen Diskurs aufrechterhalten, der – ohne das Wort ›Kultur‹ zu erwähnen – von ihnen selbst, ihrem Leben, ihren Überzeugungen, ihrer Weltsicht, ihren Bedürfnissen und ihren Träumen handelte. Es ist diese wahrscheinlich machtvollste Art, in der sich eine Kultur zum Ausdruck bringt, das ›Culture Talking‹ innerhalb der Gemeinschaft, welches die Grundlage für das bildet, was wir heute unter uns und in der Öffentlichkeit ›Gehörlosenkultur‹ nennen« (Humphries 2017, 399).

An seine tauben Leser gerichtet kritisiert Humphries, dass aus dem Culture Talking ein Talking Culture geworden sei. Talking Culture »bildet den Kern einer Theorie, die Gemeinschaften tauber Menschen auf der ganzen Welt mit dem Begriff ›Kultur‹ verknüpft. Durch diejenigen von uns, die ein solches Talking Culture nicht beenden konnten oder wollten, entwickelte sich hier im Land aber auch weltweit jener Diskurs, in dessen Zentrum die Diskussion über Gehörlosenkultur steht« (ebd.).

Die Wende vom Culture Talking zum Talking Culture beschreibt also einen radikalen Blickwechsel. Es ist nicht mehr eine Kultur, die im Moment der Begegnung jener, die zu dieser Kultur gehören, im performativen Sinn vollzogen wird, sondern die Kultur selbst wird zum Gegenstand der Betrachtung. Humphries schreibt von dem seit etwa 40 Jahren währenden Versuch, dieser Kultur eine Begrifflichkeit zu verleihen, die es ermöglicht, über diese Kultur zu sprechen. Aus seiner Perspektive hat es in den Deaf Studies eine diskursive Wende gegeben, aus dem performativen wird ein diskursiver Akt, den er selbstkritisch reflektiert. »Wir stehen, wie mir scheint, vor der Herausforderung, jetzt, nach vierzig Jahren erfolgreichem Talking Culture, zum Culture Talking zurückzukehren« (ebd., 404).

Leider lässt Humphries offen, wie er sich diese performative Wende vom Talking Culture zum Culture Talking genauer vorstellt. Als einer der Vordenker der Deaf Studies ist es eher unwahrscheinlich, dass Humphries ein Rollback zu einem Status quo ante imaginiert. Es sind jedoch Hinweise im Text erkennbar, die seine Kritik am Talking Culture und seine Initiative zu einer performativen Wende motiviert haben.

Anlass seiner Kritik am Talking Culture ist das Fehlen einer tauben Kunstkritik, die einhergehe mit der Frage: Was eigentlich ist taube Kunst? »Definiert sie sich über die Person des Künstlers bzw. der Künstlerin? Wie taub musste ein_e Künstler_in sein? [...] Oder musste das Werk selbst etwas an sich haben, das es als ›taub‹ definierte?« (ebd., 402). Und er kommt zu dem Schluss: »Ich glaube, wir sind immer noch sehr unsicher, wie eine Kritik tauber Kunst und Literatur beschaffen sein sollte« (ebd., 403). Das Desiderat einer tauben Kunstkritik droht die Kunst, die im Kontext tauber Menschen entsteht, zu marginalisieren, die nur »für die Leute« taugt, »die Gebärdensprache lernen, als Material in der Dolmetscherausbildung, oder zum Gebrauch in der Gehör-

losenschule« (ebd., 404). Die Voraussetzung, um diesen Mangel beheben zu können, ist ein Umdenken. »Wir müssen uns [...] vor dem Drang hüten, [...] in unserer Kunst und Literatur Talking Culture zu betreiben« (ebd.) – mit anderen Worten einem Begriff von Kunst und Literatur zu folgen, der nur dazu dient, die Existenz einer Taubengemeinschaft und ihrer Kultur zu dokumentieren. »Wenn es in unserer Kunst und Literatur nur darum geht, den Rest der Welt davon zu überzeugen, dass wir eine Kultur haben, oder ihr zu erzählen, welche Verletzungen die Welt uns zugefügt hat, bleiben wir in unserer Beziehung zu den Anderen gefangen und können nicht frei sein« (ebd.).

Es ist eine der wenigen Stellen im Text, in der Humphries den Blick nach außen wagt und unter »den Anderen« nicht nur jene meint, von denen es sich abzugrenzen gilt, sondern mit denen taube Menschen in einer »Beziehung« stehen, die durch Talking Culture zu Abhängigkeiten geführt hat, wie dem Zwang, sich zu erklären respektive Belege einer tauben Kultur nachzuweisen. Das hat dazu geführt, dass Kunst und Literatur – ungeachtet ihres Ausdrucks als Culture Talking – teleologisch einer politischen Ideologie respektive einem zweckorientierten Diktat unterworfen wurden. Wenn nach Humphries Talking Culture Abhängigkeit tauber von hörenden Menschen bedeutet, dann ist Befreiung aus dieser Abhängigkeit nur durch die performative Wende, die mit Culture Talking verbunden ist, möglich. Eine taube Kunstkritik, die Humphries fordert, heißt für taube Menschen, die Herausforderung anzunehmen, sich mit ihrer Kunst einer kunstinteressierten tauben und hörenden Öffentlichkeit zu stellen und die Auseinandersetzung um Kunst und Literatur zu suchen, die natürlich immer auch die Kunst und Literatur »der Anderen« miteinschließt. Als tauber Hochschullehrer schreibt er: »Tatsächlich nutze ich in meiner Lehre taube Menschen und ihr Leben, um meine Studierenden *Sprache und Kultur neu denken* zu lassen« (ebd.; Herv. TV.).

Der Gedanke, Studierende, ganz gleich ob hörend oder taub, anzuregen, vor dem Hintergrund des Lebens tauber Menschen Sprache und Kultur neu zu denken, beinhaltet ein zentrales Moment meines eigenen Nachdenkens über Deaf Studies. Ich habe darzustellen versucht, dass Deaf Studies nicht die Landeskunde einer imaginierten Welt sein kann, zu der hörende Studierende bestenfalls eine beobachtende, solidarische oder dienstleistende Haltung einnehmen können. Ich habe außerdem darzustellen versucht, dass diese imaginierte Welt für taube Menschen selbst ein isolationistisches Konstrukt darstellt, das sie in Abhängigkeit von juristischen und medizinischen Dispositiven hält. Ferner ist es ein Anliegen von mir auf die postkoloniale Theoriebildung hinzuweisen, vor allem das von Homi Bhabha entwickelte Konzept des Dritten Raums. Und schließlich sehe ich in der vor allem im deutschsprachigen Raum von Anne Waldschmidt betriebenen Weiterentwicklung der Disability Studies hin zu einem körperorientierten kulturellen Modell auch eine Perspektive für die Deaf Studies. Zum Schluss meiner Ausführungen möchte ich den Versuch wagen, Gedanken aus dem körperorientierten kulturellen Modell der Disability Studies und der von Tom Humphries angeregten Revision der Deaf Studies zusammenzufügen, und dazu eine Überlegung anstellen, Deaf Studies als den von Bhabha vorgeschlagenen Dritten Raum zu denken, in dem sich zwar nicht Kolonialisierte und Kolonisten, jedoch hörende und taube Menschen begegnen.

Es ist kein Zufall, dass es gerade der Kunst- und Literaturbereich sind, die Tom Humphries zu einem Umdenken veranlasst haben. Der Kunstbereich ist ein prekärer

Bereich, denn er eröffnet eine Rezeption, auf die die Produzenten von Kunst keinen Einfluss mehr haben. Kunstkritik überprüft Kunst nicht darauf, ob sich in ihr politisch opportune Aussagen wiederfinden, vielmehr geht es der Kunstkritik um den Ausdruck des Artefakts an sich.

Wenn es um eine performative Wende in Bezug auf Deaf Studies geht, dann wird diese Wende differente körperliche Erfahrungen in den Mittelpunkt ihres Nachdenkens stellen und das Hören einer radikalen Kritik unterziehen, die sich in der Kritik an der binären Ordnung des »Zwei-Welten-Modells« zum Ausdruck bringt, an dessen Erhalt Audisten wie Müller und Zaracko das gleiche Interesse haben wie die tauben Vertreter der Deaf Studies; eines Konstrukts, das, wie Fabian Rombach schreibt, »Ausdruck eines Regimes [ist], das soziale Gruppen wie die ›der Behinderten‹ in Abgrenzung zu ›den Normalen‹ hervorbringt« (2017, 413). Wie sieht ein solcher Ort aus, der diese Differenz nicht nur zeigt, sondern sie auch gestaltet? Während Alltagssituationen in der Regel daraufhin ausgerichtet sind, diese Differenz zu überwinden und auszulöschen, sind Literatur, Film, darstellende und bildende Kunst Orte, die ihren Reichtum aus dieser Differenz schöpfen. Viele interkulturelle Theater-, Tanz-, Film- und Literaturprojekte sind dafür beispielhaft.

Es ist hilfreich, bei den Überlegungen, wie dieser Dritte Raum gedacht werden und was sich hier ereignen kann, noch einmal auf das bereits erwähnte Zitat von Homi Bhabha hinzuweisen: »Die Einführung dieses Raumes stellt unsere Auffassung von der historischen Identität von Kultur als einer homogenisierten, vereinheitlichenden Kraft, die aus der originären Vergangenheit ihre Authentizität bezieht und in der nationalen Tradition des Volkes am Leben gehalten wurde, sehr zu Recht in Frage« (2000, 56). In Zusammenhang mit dem Wort von Tom Humphries, wonach in der Begegnung hörender und tauber Menschen vor allem Sprache und Kultur neu zu denken seien, ist zu folgern, dass in diesem Raum die Auffassung von einer historischen Identität einer Kultur hörender und tauber Menschen, von Laut- und Gebärdensprachen als eine jeweils homogenisierte, vereinheitlichende Kraft, die aus der jeweils originären Vergangenheit ihre Authentizität beziehen und in der Tradition von hörenden und tauben Menschen gehalten werden, infrage zu stellen ist. Doch wie ist der Umklammerung aus den Händen jener gewaltigen Mächte, die da heißen: Identität und Authentizität, zu entkommen? Da das Konzept »Gebärdensprache« eng mit dem Konzept von Identität, und das Konzept »Gehörlosenkultur« eng mit dem Konzept von Authentizität in Zusammenhang stehen, stellt sich außerdem die Frage: Wie sind Sprache und Kultur jenseits von Grammatik und Tradition, resp. – wie eingangs angedeutet – im Sinne der Studies als Denk- und Diskurspraxis der kritischen Infragestellung normativer Vorstellungen von Identität, Sprache und Tradition zu denken?

Ich schließe mich Homi Bhabhas Vorschlag an, nicht Diversität, sondern Differenz in den Mittelpunkt zu rücken. Das heißt für die Deaf Studies, statt auf die *Diversität* einer tauben und einer hörenden Welt und auf eine Konstruktion tauber und hörender Identitäten und Kulturen zu bauen, den Fokus auf die *Differenz* unterschiedlich hörender respektive tauber Menschen zu richten. Das wäre ein Weg für Studierende von sprach-, kultur- und translationswissenschaftlichen Studiengängen mit Gebärdensprache als Zielsprache für Sprachen und Sprecher zu sensibilisieren, in denen sich die Ausdrucksmöglichkeiten des Körpers zwischen performativer Präsentation und symbo-

lischer Repräsentation bewegen. Zudem weist dieser Weg auf Abzweigungen, die Studierenden eine individuelle Verortung ermöglichen. Gebärdensprachkunst kann solche neuen Wege eröffnen. An drei Beispielen möchte ich dies exemplarisch skizzieren.

- *Gebärdensprachtheater*

Schon früh beobachtete man, dass es neben der Alltagskommunikation tauber Menschen auch so etwas wie gebärdensprachliche Kunstformen gibt. In den vergangenen 30 Jahren haben diese Kunstformen eine besondere Beachtung vor dem Hintergrund der Veränderungen innerhalb der Gehörlosenkultur und dem Verständnis von Gebärdensprache erfahren, die nicht nur die traditionellen Formen des Gehörlosentheaters und der Gebärdensprachpoesie beeinflusst haben, sondern auch neue Möglichkeiten einer Zusammenarbeit von tauben und hörenden Kunstschaaffenden schuf.¹⁸ Diese Zusammenarbeit war, wenn sie produktiv sein wollte, immer spannungsvoll.

Mein Interesse richtet sich auf Produktionen, die in den vergangenen Jahren gemeinsam von hörenden und tauben Kunstschaaffenden erarbeitet worden sind und dabei Ausdrucksformen des bürgerlichen Repräsentationstheaters kritisch reflektieren. Ihre sprachkritischen Inszenierungen wollen einen Raum schaffen, in dem sich taube und hörende Kunstschaaffende begegnen, in dem die Konflikte, die in der Zusammenarbeit entstehen, das Material produzieren, aus dem heraus eine künstlerische Form entwickelt wird.

- *Gesten/Mnemosyne/Haiku*

Gebärdensprache begreife ich als eine Sprache des gemeinsamen kulturellen Erbes – also dem von tauben und hörenden Menschen gleichermaßen.¹⁹ Die Frage nach dem gemeinsamen Erbe der Gebärdensprache befindet sich in einer Tradition, die,

18 Beispielhaft sei hier auf die Produktion *Und wir flogen tausend Jahre* (Konzept und Regie: Frauke Rurbarth, Susanne Tod; Dramaturgie: Kristin Grün; Schauspieler: Eyk Kauly, Thomas Nestler, als Gast: Anne Zander. Kooperation: Theater Mär mit KIKO Kinderkulturhaus, MOTTE, Elbschule Hamburg. Hamburg 2018) hingewiesen, die sich an Menschen von 5 bis 99 Jahre wendet und damit wirbt, dass hier gebärdet und gesprochen wird. In dem interaktiven Theaterstück imaginieren sich ein hörender und ein tauber Held zu Astronauten, die auf ihrer Reise durch den Kosmos diversen Sternen begegnen, die sie vor ungeahnte Herausforderungen stellen. Wie werden sie zu Astronauten und wie begegnen sie den Herausforderungen? Das Theaterteam, das vor allem hörende und taube Kinder im Blick hat, findet darauf eine einprägsame Lösung: Die beiden Helden nutzen, neben ihrer Laut- und Gebärdensprache, die sie beim jeweils anderen nur marginal verstehen, mimetische Mittel, derer sich jedes Kind und jeder Erwachsene bedient und die so etwas wie ein universelles Register darstellen. Damit gelingt es ihnen, eine Rakete zu bauen, fremde Planeten kennenzulernen, Herausforderungen – dazu gehören auch zwischenmenschliche Konflikte – zu bestehen und schließlich, nach tausend Jahren, zur Erde zurückzukehren. »Und wir flogen tausend Jahre« ist eine Forschungsreise in den Weltraum. [...] Gleichzeitig bewegen wir die Frage: Wie kann Gebärdensprache neben Lautsprache auf einer Bühne für unser Publikum nebeneinander und miteinander funktionieren?« (Flyer). Das Theaterstück thematisiert nicht den Kulturkonflikt zwischen einem hörenden und einem tauben Akteur, es stellt auch keine Dolmetscherin zwischen die beiden Helden. Vielmehr versucht es – oder besser: erforscht es – die Möglichkeiten von (Nicht)Kommunikation zu erproben, und greift dabei auf etwas zurück, das Walter Benjamin einmal das »mimetische Vermögen« des Menschen nannte (1980g und h, 204ff. und 210ff.).

19 »Wem gehört die Gebärdensprache?« in diesem Band auf S. 15.

ohne das Sprachsystem der tauben Menschen im Blick gehabt zu haben, die Sprache des Körpers, seiner Gesten und Gebärden zu fassen versucht und dabei sein Wissen aus vielerlei Quellen speist, seien es Untersuchungen zur Logik der Gesten oder zu Gebets- und Geschlechtsgebärden, zur Gebärdensprache der Märchenerzähler oder zu den Pathosformeln des Mnemosyne-Projekts von Aby Warburg (Warburg 2010, 629ff.). Gebärdensprachforschung gibt diesem Wissen wichtige und neue Impulse. Die Frage nach dem gemeinsamen Erbe der Gebärdensprache betrifft eine sprachliche Besonderheit, die uns in der gebärden-, laut- und schriftsprachlichen Praxis – besonders ausgeprägt in poetischen Formen – begegnet: der Bildhaftigkeit. Hier erfährt das japanische Kurzgedicht Haiku in vielen Sprachen seine besondere Wertschätzung, auch in der Gebärdensprache, da es sich beim Haiku um eine einprägsame und verdichtete Form der bildhaften Sprache handelt.²⁰ Aus diesem Grund beschäftigten sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts Dichter wie Ezra Pound, Hilda Doolittle, Amy Lovell, Ford M. Ford und William C. Williams zum Teil intensiv mit Haiku. Davon inspiriert riefen sie eine Poetik des Imagismus aus, die wiederum die amerikanische Poetik, vor allem die der Beatgeneration der 50er-Jahre prägte und bis heute nachwirkt. Das Neue dieser Poetik bestand darin, Bildhaftigkeit nicht länger als Beiwerk und Ausschmückung, sondern als das Wesen ihrer selbst zu begreifen. Die Bildhaftigkeit der Gebärden macht Gebärdensprache zu einer besonders geeigneten Ausdrucksform für die Produktion von Haiku. Vor allem aber macht die Bildhaftigkeit von Gebärden Gebärdensprache zu einem zentralen Gegenstand eines kulturwissenschaftlichen Nachdenkens in den Bild- und Translationswissenschaften.²¹

- *Stummfilmgebärden*

»Die Gebärdensprache ist die eigentliche Muttersprache der Menschheit« (Balázs 2001, 18). Mit diesen Worten feiert Béla Balázs 1924 in seinem Essay zum Stummfilm das neue Medium und begrüßt damit eine »visuelle Kultur«, die das Ende der Schriftkultur einläutet. »Denn der Mensch der visuellen Kultur ersetzt mit seinen Gebärden nicht Worte [...]. Seine Gebärden bedeuten überhaupt keine Begriffe, sondern unmittelbar sein irrationelles Selbst, und was sich auf seinem Gesicht und in seinen Bewegungen ausdrückt, kommt von einer Schichte der Seele, die Worte niemals ans Licht fördern können. Hier wird der Geist unmittelbar zum Körper, wortelos, sichtbar« (ebd., 16).

Diese mit dem Stummfilm verbundene Vorstellung verweist auf einen Zwischenraum, der davon ausgeht, dass dem Körper immer ein Überschuss eingeschrieben ist, der über die Sprache hinausweist, jenseits von Babel: »Denn auf der Leinwand der Kinos aller Länder entwickelt sich jetzt die *erste internationale Sprache*: die der Mienen und Gebärden« (ebd., 22; Herv. i. Orig.). Vermutlich ist es genau dieser Überschuss, den viele hörende Menschen in der Gebärdensprache tauber Menschen sehen; die Lust, die sich im mimetischen Spiel des Körpers entfaltet, und die Internationalität, die durch keine Sprachgrenze getrennt wird.

20 Vgl. dazu »Zeig es ihnen! Haiku und Gebärdensprache« in diesem Band auf S. 59.

21 Vgl. dazu »Ikonische Differenz. Übersetzen literarischer Texte in und aus Gebärdensprachen« in diesem Band auf S. 73.

Die Auswahl der Beispiele ist kontingent und es sind beileibe nicht die einzigen, die das Hören einer kritischen Reflexion unterziehen. *Kritik des Hörens* findet dort statt, wo sich taube und hörende Menschen befinden, und sagt etwas von dem Miteinander-Sein, das zwischen beiden besteht, und dem Voneinander-Lernen, das möglich ist. Der Dritte Raum der Deaf Studies wird dabei niemals ein friedlicher. Er ist erfüllt von Isolations- und Unterdrückungserfahrung, von Frustration und Einsamkeit, von Erfahrungen des Nicht-Verstehens und des Nicht-Verstanden-Werdens, aber auch von Freude, Lust und Zufriedenheit; Erfahrungen, denen jeder ausgesetzt ist und die jede Biografie prägen. Er ist ein Raum, der Mittel zur Verfügung stellt, diesen Erfahrungen körperlichen und sprachlichen Ausdruck zu verleihen und anderen mitzuteilen. Dadurch kann sich Veränderung für jeden, der sich in dem Raum befindet, ereignen. Um es mit den Worten Homi Bhabhas zu sagen: »Indem wir diesen Dritten Raum erkunden, können wir der Politik der Polarität entkommen und zu den anderen unserer selbst werden« (2000, 58). In diesem Sinne versuche ich Deaf Studies zu denken.

